

Das Ostküstenfieber in Szenstochau.

wendiges mit euch reden!" — Endlich ist er da, macht seine Honeurs und bittet um Medizin. „Eine Medizin willst du haben? Du siehst doch ganz gesund aus; was fehlt dir denn?" — „Ich hab' große Schmerzen," entgegnet er, „da, da!" und schlägt dabei mit beiden Händen auf den Leib, daß es nur so klatscht. — Nun begriffen wir die Art seines Leidens; Hunger hatte er und hoffte von uns ein Stück Brot zu bekommen. Leider hatten wir nichts Essbares mehr bei uns; als wir ihm aber sagten, er möge morgen zur Missionstation kommen und dort ein Essen holen, gab er sich auch zufrieden und machte sich mit vielen Komplimenten von dannen. —

Kürzlich war ich in Begleitung eines Mädchens in Saliva, wo es schon eine beträchtliche Zahl recht braver und eisriger Christen gibt. Ich wollte ein frankes Kind besuchen, das sich schwere Brandwunden zugezogen hatte. Die Mutter hatte schon wiederholt eine Salbe für das frakte Kind geholt, allein die Wunden wollten nicht heilen. Woran lag denn die Schuld? Heute sollte ich es klar sehen. Ich fand das arme Geschöpfchen an der Brust sowie an Händen und Füßen voll schwerer Brandwunden. Die Mutter hielt ihr Kindchen traurig im Arm, aber es fiel ihr nie ein, die Wunden zu reinigen, auszuwaschen und zu verbinden; im Gegenteil, es starre alles an ihm von Schmutz, und so wurde das Uebel immer schlimmer und größer. Ich beeilte mich, das Fehlende nachzuholen, wischte die eiternden Stellen rein und sauber aus und legte einen Verband an. Die Mutter sah mir staunend zu, und zuletzt strahlte ihr Auge förmlich vor Freude. Ich hatte ihr ganzes Herz gewonnen.

Es fanden sich noch ein paar andere Patienten ein, und zuletzt begab ich mich zum alten Häuptling, der auch schon mit einem Fuße im Grabe stand. Mehrere seiner Kinder, Enkel und Urenkel sind vortreffliche Christen, er aber wollte leider von der Taufe nichts wissen. Auch vom Tode durfte man zu ihm nicht sprechen; obgleich sehr alt und gebrechlich, wollte er noch lange leben. Seine erste Frage bei meinem Eintritt war: „Kind, was hast du mitgebracht? Siehe, ich bin frank und schwach und habe kein Geld, keinen Zucker und keinen Kaffee." — „Geld habe ich auch keines," entgegnete ich ihm, „aber siehe, ich habe dir eine Flasche süßen Tee mitgebracht — tatsächlich war diese für ein frankes Kind bestimmt gewesen, daß ich aber leider nicht hatte finden können; — dieses Getränk sollst du haben, ebenso ein Stück von dem Brote, das ich auf den Weg mitgenommen." Er nahm es dankend an und begann gleich es zu verkosten; als ich aber von der Taufe zu ihm redete, verdüsterte sich sein Gesicht und ich mußte rasch abbrechen.

Nebrigens hat sich der gute Alte, der unserer Mission schon manchen Liebesdienst erwiesen, in letzter Stunde doch noch bekehrt. Am 20. August 1911 wurde er auf den Namen „Bernardus" getauft, und am darauffolgenden Morgen war er tot. R. I. P.

Das Ostküstenfieber in Czenstochau.

Von Br. Leodegar, R. M. M.

Ueber ein Jahr ist schon verflossen, seitdem sich die schreckliche Viehseuche der Befenpest, oder des Ostküstenfiebers, wie sie auch genannt wird, bei uns ihren Einzug gehalten hat. Ich will in Kürze den ganzen bisherigen Verlauf der bösartigen Seuche darlegen.

Kommt da eines Tages ein Mann aus dem Dorfe zu mir mit der Bitte, seine Kuh zu besichtigen; sie sei schon drei Tage frank, und er wisse nicht, was ihr fehle. Ich ging sogleich hin, nahm die Temperatur und wußte genug! — Was nun? Sollte ich die Sache vorschriftsmäßig beim Magistrat anzeigen, oder das franke Tier beseitigen und den ganzen Fall verheimlichen? Ich entschied mich fürs erstere und sandte einen Boten an den Magistrat. Der englische Tierarzt, hierzulande Stockinspektor genannt, kam und erklärte die Krankheit als Ostküstenfieber.

Nach einigen Tagen berichtet ein zweiter Kaffer, es sei ihm ein Tier freipiert, und bald darauf verendeten weitere zwei Stück. Mittlerweile traf vom Tierarzt, dem wir Blut eingeschißt hatten, ein Telegramm ein, des Inhalts: „Das Tier ist des Fiebers verdächtig." Als wir vom vierten Stück Blut einjandten, war der Würfel gefallen; es hieß einfach: „Auf eurer Farm ist das Ostküstenfieber."

Nun wurde uns ordentlich bange. Wir hatten bisher unser Vieh noch nicht regelmäßig gedippt, sondern bloß gespritzt, weil unser Dipping-Tank noch immer leer war.* Der letzte Versuch, es wasserdicht zu machen, gelang; aber es dauerte noch volle drei Wochen, bis es sich als gebrauchsfähig erwies. Diese ganze Zeit über spazierten die von dem franken Vieh infizierten Zecken unbewohnt umher und konnten die furchtbare Seuche auch auf andere Tiere übertragen! — Magistrat und Tierarzt kamen auf die Farm, um zu hören, was wir zu tun gesonnen wären. Beide rieten uns, das Vieh — von unserm eigenen war bisher noch keines verendet, sondern bloß von den auf unserer Farm wohnenden Kaffern — samt und sonders zu verkaufen; denn die Tiere seien zu nahe beieinander, um überhaupt noch etwas zu retten. Die beiden Pläne, an denen die Krankheit ausgebrochen war, lagen nämlich hart an dem Drahtzaun, zwischen dessen Umfriedung sich unser eigenes Vieh aufhielt.

Die Kaffern hatten aber keine Lust, ihr Vieh um 30 bis 50 Mark das Stück zu verkaufen, und wir selber auch nicht. Was aber tun, um nicht alles zu verlieren? Der Plan war schnell gefaßt und hieß: „Torian wird regelmäßig alle fünf Tage gedippt und geschmiert!" Alle unsere Schwarzen, die ein Vieh zu eigen hatten, wurden gerufen und ihnen das Gesetz eingeschärft, sie müßten all ihr Vieh, groß oder klein, gesund oder frank, alle fünf Tage zu unserem Dipping-Tank treiben, damit es hier gedippt werde, und ebenso oft müßte die Schwanz- und Ohrensablung stattfinden, denn an den genannten Körperteilen halten sich die Zecken mit Vorliebe auf. Wer dieser Verordnung sich nicht füge, habe all' sein Vieh zu verkaufen oder wegzuschaffen.

So kam das regelmäßige Dappen in Schwung. Leicht war die Sache nicht, denn die Kaffern haben in allen Dingen, die ihnen neu und ungewohnt sind, einen harten Kopf, und es bedurfte manch' ernster Mahnung und sogar mancher Strafen, bis sie endlich willig wurden. Zuletzt ging es sehr gut, zumal da auch der Magistrat uns in dieser Sache sehr behilflich war. Ein volles Jahr haben wir nun das Dappen durchgeführt ohne Rücksicht auf das Wetter, ob es nun warm oder kalt, ein Regentag oder Sonnenschein war. War der fünfte Tag ein Sonntag, so dippften wir am vierten, am Samstag, niemals aber am sechsten.

* Eine nähere Information über das Dappen enthält die November-Nummer des Bergism. 1911, Seite 252.



Verschöner Weg. Nach dem Gemälde von L. Gessler.

Photogr. u. Verlag v. Fz. Hanfstaengl, München.

Otto Gessler

Und welches war der Erfolg? Von dem Kaffernvieh, das bei Beginn der Seuche auf unserer Farm war, sind 35 % an der Seuche gefallen. Wir selbst haben bis jetzt — Gott sei es gedankt — hier in Czestochau noch kein einziges Stück durch diese Seuche verloren, obwohl unser Vieh infolge der angrenzenden Weideplätze manchmal ganz nahe mit dem der Kaffern zusammenkam. Auch mußte ein großer Teil unseres Viehes auf dem Wege zum Dipping-Tank über die Weide getrieben werden, wo das frische Kaffernvieh sich befand, und anderseits mußte die ganze kaffrische Herde auf dem Wege zum genannten Tank hart an unserm Stalle vorbei und über die Straße, wo sich unser Vieh den ganzen Tag aufhielt, sodaz nach meiner Überzeugung jedenfalls eine Menge der von erkrankten Tieren abgesunkenen Becken darauf lagen.

Zur Zeit, als die Seuche hier am heftigsten wütete, machte ich die Flüssigkeit, in der das Vieh gedippt wurde, noch etwas stärker als gewöhnlich. Infolge dessen schrumpfte bei den Tieren die Haut ein und gingen stellenweise die Haare aus. Als Gegenmittel rieb ich dann die wunden Stellen mit Schweinefett ein, so daß ich keinen weiteren Schaden bemerkte. Einige frische Tiere verendeten auf dem Weg zum Dipping-Tank. Wir zogen ihnen die Haut ab, röllten diese sorgfältig (mit den Haaren nach der Innenseite) zusammen und legten sie ins Tank, um auf diese Weise jede infizierte Zelle zu töten. Durch das starke Dappen gingen mir ein paar junge Kälber verloren, allein, ich dachte, wenn ich nur die Zerstörungsgefahr beseitigen kann, so will ich den kleinen Verlust gern mit in den Kauf nehmen.

Jenseits des Umzimkulu ist eine Kaffern-Lokation (ein von der Regierung den Schwarzen reservierter Platz). Die dortigen Leute lachten mich zuerst aus und sagten: „Du bringst mit dem beständigen Dappen all' dein Vieh um; die Krankheit ist gar nicht so schlimm, wie man gewöhnlich sagt, nur einige wenige Tiere kreppieren.“ Ich ließ sie ruhig reden, denn mit Vernunftgründen kann man ja diesem Volk nicht bekommen, und dachte, wir wollen abwarten. Und in der Tat, ich hatte nicht lange zu warten. Als bei uns die Seuche abnahm und endlich ganz aufhörte, kam sie dort erst recht zum Ausbruch, obwohl es in jener Gegend an sich viel weniger Becken gibt, als bei uns. Weil jedoch nie gedippt wurde, fand das Vieh keine Schranke und verbreitete sich immer mehr. Von all dem Vieh in jener Lokation ist auch nicht ein einziges Stück übrig geblieben.

Aehnliches geschah bei den Farmern in der benachbarten Drunk-Vlei. Alle jene, die fleißig dippten, haben heute noch ihr Vieh. Wohl forderte die böse Seuche auch hier ihre Opfer, allein, falls man vor-

schriftsmäßig dippte, rettete man wenigstens das meiste Vieh; die es unterließen, verloren in kurzer Zeit alles.

Dem Gelöbnisse treu.

(Frei nach Chateaubriand.)

2. Kapitel.

Aletha, die Christin.

Eines späten Abends — o, ich werde jenen Tag nie mehr vergessen in meinem ganzen Leben — hatte die Truppe ihr Lager am Rande eines großen Waldes aufgeschlagen, und ich saß mit einem indianischen Krieger, der mit meiner Bewachung betraut worden war, in der Nähe des Feuers. Düstere Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Ich fühlte zwar den Mut in mir, furchtlos dem Tod ins Auge zu schauen, wenn es sein mußte, dennoch aber tat es mir wehe, schon in so jungen Jahren, noch bevor ich eine große Tat vollbracht, sterben zu müssen...

Während ich so das sitze und sinne, siehe, — da taucht plötzlich aus dem Waldesdunkel eine lichte Gestalt auf. Eine große, schöne Jungfrau kam leichten Schrittes zu uns heran und setzte sich in kurzer Entfernung von mir nieder. Ich war ganz Auge für die wundersame Erscheinung; denn sie trug einen langen, weißen Schleier und auf ihrer Brust schimmerte ein gol-

denes Kreuz. Ich hatte nie so eine Jungfrau gesehen; sie war offenbar eine Indianerin, allein ihre Gesichtszüge glichen jenen der spanischen Frauen und Mädchen, die ich bei den Weißen in „St. Augustin“ gesehen. Geräumte Zeit saß sie so da, blickte mich traurig an, sprach aber kein Wort.

Da fasste ich mir endlich ein Herz und redete sie an: „Edle Jungfrau, weshalb trauerst du über einen dem Tode geweihten Fremdling?“

Sie aber hatte nur die eine Gegenfrage: „Bist du ein Christ? Ich habe gehört, du feierst bei den Europäern in „St. Augustin“ gewesen.“

„Wohl war ich viele Monate bei den Spaniern, doch die Götter meiner Hütte habe ich nie verleugnet und vom Christentum wollte ich nichts wissen.“ —

Da hielt sie mir wie abwehrend beide Hände entgegen und sagte in vorwurfsvollem Tone: „O du armer, unwissender Götzendiener, wie sehr bedaure ich dich! Siehe, ich bin eine Christin! Meine Mutter hat mich in den Lehren des katholischen Glaubens unterweisen und mir bei der hl. Taufe den Namen Aletha gegeben. Ich bin die Tochter Simagans mit den goldenen Armbändern, den du als Häuptling dieses Juges kennst gelernt. Fremdling, deine Tage sind gezählt! Wir gehen nach Apalaschka, und dort wirst du verbrannt werden!“ — Bei diesen Worten erhob sich Aletha und



Die Urenkel des bayerischen Prinzregenten.

Michael Dietrich, München, Phot.